



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ein Ausflug auf den Kriegsschauplatz in Schleswig-Holstein : 1. Von Leipzig nach Kiel. - Eckernförde und Missunde. - Gefangenschaft in der holmer Mühle.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Ein Ausflug auf den Kriegsschauplatz in Schleswig-Holstein.

1. Von Leipzig nach Kiel. — Eckernförde und Missunde. — Gefangenschaft in der holmer Mühle.

Am Morgen des 2. Februar verließ ich Leipzig, um über Magdeburg und Hamburg nach den Herzogthümern zu gehen. Zeuge von ihrer Noth und Bedrängniß gewesen, empfand ich jetzt lebhaft den Wunsch, aus der Nähe zu sehen, wie ihnen die Sonne besserer Zeiten aufging. Der Abend des Tages vor meiner Abreise hatte die Nachricht gebracht, daß der Rubicon überschritten: Preußen und Oestreicher waren in das Herzogthum Schleswig eingerückt, ungeduldig wünschte man sich mitten in ihre Heersäulen, und so war die Langsamkeit der Züge zwischen Magdeburg und Wittenberge doppelt verdrießlich.

In Leipzig hatte der tiefste Frieden geherrscht. Auf der Fahrt zeigten sich allmählig Spuren, daß Krieg im Lande. Mit jeder Station wurde das Gespräch im Waggon militärischer. Mit jedem neuen Mitpassagier beinahe stieg, namentlich nördlich von Magdeburg, ein neues Gerücht ein. In Magdeburg schon hatte ein Schaffner oder Packer den Collegen eine Mittheilung gemacht, die, aus dem Volksthümlichen übersetzt, besagte, daß Blut geflossen. Zwei oder drei Stationen weiter wußte man bereits, daß fünfundzwanzig Ulanen gefallen seien, und noch ein Stück höher hinauf nach Norden waren's perleberger Ulanen — natürlich, da Perleberg die nächste Stadt war. In Wittenberge wurde dieses Unglück durch einen Berliner bestätigt, was einem hamburgener Reisegefährten Veranlassung gab, seine Befriedigung laut werden zu lassen. „Ist ihnen ganz gesund, diesen Preußen. Warum lassen sie die Dänen nicht in Ruhe. Ich bin sonst ein guter Deutscher, aber die mit den Pickelhauben — nein, ist ihnen schon recht, wenn sie was Tüchtiges abkriegen.“

So gieng weiter, aber während unser biederer Republikaner aus Großkrähwinkel noch seinen Freudentanz über die fünfundzwanzig erlegten Friedensstörer tanzte, kam die folgende Station, die es, als dem Kriegsschauplatz näher gelegen, selbstverständlich besser wissen mußte, und siehe da, jetzt waren's nur zwei Todte, und zwar sollten es nunmehr Pionniere sein, die eine Brücke über

die Treene schlagen gewollt. Gegen meine Erwartung erklärte sich Groß-Krähwinkel auch mit dieser gelinden Strafe der Preußen einverstanden.

Der Freund Preußens beklagte die Gefallnen. Dennoch war die Nachricht auch ihm eine frohe Botschaft. Ein schwerer Stein fiel ihm vom Herzen. Es war Blut geflossen — es war Ernst geworden.

Nachdem ich in Altona die Ehre gehabt, in einem Hotel mit dem Befehlshaber der hannöverschen Executionstruppen die Nacht zuzubringen, sah ich am Morgen, aus dem Fenster blickend, zum ersten Mal in der Nähe und bei Sonnenlicht das erwachte und befreite Schleswig-Holstein und daneben das Uniformgewimmel des Kriegs. Unmittelbar vor mir der Bahnhof mit deutschen und schleswig-holsteinischen Tricoloren. Davor auf dem Plage hannöversche Jäger und Reiter, preussische Helme, Nachzügler der Garden, die Tags vorher durchpassirt, österreichische Offiziere und Gemeine der verschiedensten Waffengattungen, Husaren, Dragoner, Infanterie, Artillerie, Trainsoldaten, Krethi und Plethi, allerlei Volk von allerlei Zungen und Gesichtstypen.

Früh sieben Uhr ging ich mit dem Zuge nach Kiel. Alle Passagiere des gedrängt vollen Coupés trugen die blauröthliche Kokarde, viele das kleine Eisenkreuz, welches den ehemaligen Soldaten der schleswig-holsteinischen Armee bezeichnet, alle Ortschaften, an denen uns die Locomotive vorüberführte, prangten im Schmuck der deutschen und der Landesfarben. Ueberall auf den Bahnhöfen Detachements von Bundestruppen, blinkende Bajonnete und Säbelgerassel. Bei Elmshorn die ersten dänischen Schanzen, jetzt natürlich verlassen und theilweise zerstört. Wieder saß das mythenbildende Princip mit im Wagen, unsichtbar zwar, aber um so lauter. Bei Pinneberg hatte es das Gerücht gesponnen, daß Herzog Friedrich diesen Morgen nach Altona kommen werde, um über zweitausend Mann von der neuen schleswig-holsteinischen Armee Revue zu halten. Bei Neumünster schickte es uns den Schaffner an den Wagenschlag, um uns mit der wohlverbürgten, soeben warm mit einem Zug von Kiel uns entgegengekommenen Kunde zu überraschen: „Meine Herren, der Herzog ist anerkant — er hat bereits eine preussische Ehrenwache!“ Große Freude auf allen Gesichtern, lautes Hurrah, selbst die öde rostbraune Haide draußen vor dem Fenster schien einen Augenblick zu leuchten und zu lächeln. Der nächste Moment freilich führte aus der Erfüllung in die Hoffnung zurück. Die Nachricht war zu gut gewesen, um kritischen Gemüthern lange gefallen zu können.

Nicht so wichtig wie auf den ersten Blick diese prächtige Seifenblase geschienen, war eine Meldung, die bald nachher durch Neueinsteigende zu uns gelangte. Doch hatte dieselbe dafür den Vorzug, daß sie keine Seifenblase war. Der dänische Bogt in Eckernförde, Polizeimeister Leisner, von Schleswig her schon berüchtigt, dann durch allerhand Willküracte in Eckernförde und namentlich durch die grausame öffentliche Züchtigung eines zwölfjährigen Knaben

mit Ruthenhieben in aller Mund gekommen, war nach dem Einrücken der Preußen von der Bürgerschaft aufgefordert worden, Stadt und Amt zu räumen, und hatte nach vergeblichem Sträuben gehorchen müssen. Auf der Fahrt nach Hamburg war ihm, da Telegramme ihm vorauseilten, an einigen Orten ein Empfang bereitet worden, der ziemlich warm, aber durchaus nicht schmeichelhaft war, und der auf einer der Eisenbahnstationen darin bestand, daß dreißig bis vierzig Knaben ihn erwarteten und ihm Ruthen ins Coupé warfen. Schlimmeres war glücklicherweise verhütet worden. Das Beste an der Sache aber schien uns allen zu sein, daß der preußische Commandeur Major v. Zimmermann die Vertreibung des dänischen Beamten nicht gehindert hatte. Als Leisner ihn um Schutz ersucht, hatte er erwidert, er sei Militär und kümmerne sich nicht um Communalangelegenheiten. Dies war die Wahrheit und, wie ich meine, gut genug. Frau Jama aber hatte es doch nicht völlig gut genug gefunden. Es mußte pathetischer, grandioser klingen, und so wußte denn auch ein anderer Erzähler der Affaire, der Preuße habe dem Polizeimeister auf seine Bitte um Schutz entgegnet: „Der beste Schirm des Mannes ist die Achtung seiner Mitbürger.“ Mich wunderte, daß der tapfere Major nicht lieber gleich in tragischem Vermaß geantwortet haben sollte.

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen erreichten wir Kiel, wo ich im Eisenbahnhotel abstieg, und von wo an die Blätter meines Tagebuchs weiter erzählen mögen.

3. Februar. — Das gute alte Kiel ist nicht wiederzuerkennen. Die friedlichen Straßen von 1855 schrauben Krieg, alles starrt von Waffen. Vor dem Hotel und die halbe Holstenstraße hinauf ein Getümmel von requirirten Wagen, welche der Armee Vorräthe nachschaffen sollen, von Ordonnanzen und Staffetten von vorbeimarschirenden Pickelhauben der verschiedensten Regimenter. Commandorufe, Hornsignale, die Trompeten der Reiterei lassen sich hören. Dazwischen Säbelgeklirr auf dem Pflaster und gelegentlich das Husgetrappel einer Schwadron Kürassiere. Das gesammte Militär trägt um den rechten Arm eine weiße Binde, der Messingschmuck der Helme ist in diesem Feldzug nicht überschwärzt, was nicht recht praktisch ist, aber um so ritterlicher aussieht, namentlich im Vergleich mit den Eschackos der Kameraden aus Oestreich, die durch keinerlei glänzende Auszeichnung dem feindlichen Schützen ein Ziel bieten. Im Uebrigen sind die Preußen vortrefflich ausgerüstet, die Bekleidung ist geschmackvoll, solid und der Jahreszeit angepaßt, das Fußzeug derb und tüchtig. Auch die Pferde der Cavallerie und des Fuhrwesens verdienen Lob; doch ist man freilich erst am Anfang des Krieges. Im Ganzen machen die Truppen König Wilhelms mit dem, was ich bisher von den Oestreichern sah, verglichen, mehr den Eindruck des Gediegnen als des leicht Beweglichen. Ihre Mannschaften sind beinahe durchweg kräftiger gebaut, aber auch stärker belastet wie die der Allirten aus

dem Südosten, die Zündnadelgewehre, über zehn Pfund schwer, wiegen jedenfalls zwanzig Procent mehr als die östreichische Muskete. Wäre ich der Däne, so würde ich sagen: der Himmel bewahre uns vor der Nothwendigkeit eines Angriffs auf ein preußisches Quarré und vor einer Bajonnetattaque oder einer Verfolgung der Destreicher. Indes wird es gerathen sein, das Weitere abzuwarten.

Bei den Bekannten, die ich besuchte, hörte ich zu meiner innigen Freude nur Gutes über die Preußen. Man hatte sie öffentlich nicht wie die Bundes- truppen mit frohen Mienen, Fahnen und Zurufen empfangen können, war ihnen aber im Hause um so freundlicher entgegengekommen und hatte dafür Verständniß gefunden. Ueberall lobt man das bescheidene Betragen und die intelligente Art der Leute, und auch sonst scheint Preußen durch die Ereignisse der letzten beiden Tage in der öffentlichen Meinung wesentlich gewonnen zu haben. Zwar von Herrn v. Bismarck erwartet niemand Erfreuliches, und die östreichische Begleitung ist entschieden bedenklich. Aber die Ansprache des Prinzen Friedrich Karl an das Heer, welche rasche Action in Aussicht stellte, der Uebergang über die Grenze Schleswigs, die ersten Schüsse, das schnelle Vorgehen der Preußen bis an die Schlei, der Destreicher bis hart an das Dannewerk, die Ankunft des preußischen Thronerben im Lager der alliirten Armee „für Schleswig-Holstein“, die bekannte Thatsache, daß derselbe gut schleswig-holsteinisch gesinnt und überdies dem Herzog Friedrich befreundet ist, die Annahme, daß man den zukünftigen König nicht wohl für eine unreine, für eine faule Sache kämpfen lassen könne, alle diese Dinge zusammen wogen jene Bedenken reichlich auf, und was etwa blieb, wurde durch den ersten Kanonendonner und den blutigen Kampf bei Missunde zerstreut. Der Himmel verzeih's und der Leser wird's richtig deuten, ich freute mich, von gutunterrichteter Seite zu hören, daß die Verluste größer gewesen, als Andere hatten Wort haben wollen, und vielen Andern scheint's ebenso gegangen zu sein. Wie man auch über die Opportunität des Angriffs auf die dortigen Schanzen urtheilen mag, alles ist wenigstens darin einig, daß es von gestern an keinen Scheinkrieg gilt. Wie man dies hier allgemein empfindet, zeigt der Flaggen- schmuck der Straßen. Eins mindestens ist jetzt sicher, die Absicht ist vorhanden, die Dänen aus Schleswig hinauszuerwerfen. Ob für immer, ob zu Herzog Friedrichs Gunsten, ist damit freilich noch keineswegs festgestellt.

Einiges zu einer günstigen Entscheidung werden die Schleswiger beitragen können. Wenn sie überall wie in Eckernförde und Gettorf in den frischen Fuß- tapfen der flüchtenden dänischen Soldaten die dänischen Beamten vertreiben und den Herzog, die Verkörperung des Princips der absoluten Trennung von Däne- mark, ausrufen, so werden vollendete Thatsachen geschaffen, die sich schwer, vielleicht gar nicht, wenigstens nicht ohne den Samen zu einer Revolution in

die Gemüther zu streuen, rückgängig machen lassen. Eine Eroberung der Herzogthümer zum Zweck der Annectirung an Preußen, die der Eine und der Andere von Bismarck beabsichtigt glaubt, wünscht hier, soweit ich sehen kann, niemand, ja es soll das Wort umlaufen: Lieber dänisch, als preußisch. Uebrigens könnte ein solcher Versuch, dem der Rechtsfönn des Königs Wilhelm jedenfalls fern steht, bei jeziger Lage der Dinge, wo er den außerdeutschen Großmächten, der Bevölkerung Schleswig-Holsteins, den Regierungen und der öffentlichen Meinung in den deutschen Mittelstaaten in gleich unerhörter Weise ins Gesicht schlagen würde, nur von einer Anschauung eingegeben sein, die lediglich für die allerdings sehr bedeutende Stärkung, welche die feudale Partei in Preußen durch Anschluß eines Landes wie die Herzogthümer gewinnen würde, für alle übrigen Rücksichten irgend welcher Art aber keine Augen hätte. Wollte man Derartiges, so mußte man es seit Jahren vorbereiten; seit Jahren aber, und namentlich in den letzten beiden Jahren ist nicht weniger als alles geschehen, um den Schleswig-Holsteinern wie allen übrigen Deutschen das Gegentheil von Neigung zu Preußen zu gehören einzuslößen. Unter solchen Umständen annectiren wollen, wäre, so dünkt mich, Ungeschick und Brutalität zugleich.

Herzog Friedrich scheint hier nicht bloß als Träger des Landesrechts, sondern auch persönlich beliebt und verehrt zu sein. Nicht wenig wird dazu die Einfachheit und Anspruchslosigkeit beigetragen haben, mit der er sich hier eingerichtet hat. Das Haus, welches er seit seinem Wegzug aus dem Bahnhofshotel bewohnt, liegt auf der frühern Neuen Straße, die jetzt Friedrichstraße genannt worden ist, und ist ein hübsches kleines Privathaus von vier Fenstern Fronte und zwei Stockwerken, einem Erdgeschöß und einer Bel-Etage. Zwei hohe Flaggenstangen und Schmuck von Kränzen zeichnen es in der Zeile aus, in der es steht. Das Parterre hat vornheraus zwei einfach möblirte Zimmer, in denen der Herzog Audienz giebt, und wo man nach der Tafel eine Cigarre raucht, hinten einen Speisesalon, in welchem circa zwanzig Personen essen können. Im ersten Stock sind die Wohnzimmer des Herzogs, vier an der Zahl, darunter ein Arbeitskabinet, alles elegant, aber keineswegs reicher als die Wohnung eines wohlhabenden Privatmannes ausgestattet. Ein Anbau enthält Domestikenstuben, Küche und sonstiges Zubehör. Wie ich höre, hatte vor dem Herzog der dänische Professor Molbeck das Haus inne. Die Dienerschaft ist wenig zahlreich, ein Jäger, ein Laquai in Livree, zwei Lohnbediente in Schwarz sind alles, was man davon sieht. Von Equipage, Läufern, Kutschern, Kammerbusaren und dergleichen ist nicht die Rede. Die Geschäfte des Ceremonienmeisters und Hofmarschalls versteht der Major Schmidt von der ehemaligen schleswig-holsteinischen Armee. Auch die Rätthe des Herzogs wohnen vorläufig sehr einfach: Samwer und du Plat einige Häuser von dem herzoglichen Franke im Eisenbahnhotel.

Noch kommen fast jeden Tag Guldigungsdeputationen an, und heut Nachmittag sah ich selbst eine solche sich zur Audienz begeben. Es waren biedere Schleswiger aus dem dänischen Wohld, geschmückt mit hohen Cylinderhüten und bewaffnet mit stattlichen Tabakspfeifen, welche erst aus dem Munde genommen und in die Brusttasche versenkt wurden, als die Herrn vor der Thür des Herzogs angelangt waren.

4. Februar. — Die Stellung der Dänen am Dannewerk und östlich von da wird ohne Zweifel in diesen Tagen angegriffen. Schon sind die Boote der ellersbecker Fischer in Beschlag genommen und auf Wagen nach Schwansen abgegangen, um beim Uebergang über die Schlei zu dienen. Sehr angenehm war mir daher das Anerbieten des frühern schleswig-holsteinischen Kriegsministers Jakobsen, mir einen Platz in dem Wagen abzutreten, in dem er heut Morgen nach Eckernförde abfuhr. Das Wetter war schön, eine helle Sonne sah auf die weiße Winterlandschaft hernieder, als wir über die Kanalbrücke aus Holstein nach Schleswig hinüberfuhren. Die Straße war belebt von Fußgängern, welche mit umgeschnallten Decken und in hohen Wasserstiefeln der Gegend zuwanderten, welche jetzt der Kriegsschauplatz war. Gelegentlich sprengte ein Dragoner oder Kürassier als Ordonnanz an uns vorbei. Wiederholt trafen wir lange Züge von Wagen mit Heu, Brot, Mehl und andern Vorräthen, die nach Norden gingen, einmal auch eine Anzahl von Fuhrwerken, welche Kranke und Verwundete nach Süden brachten. Zwischen Gattorf und Altenhof passirten wir eine Wagenburg von mehren hundert Stück, welche eine weite Koppel einnahm und mit den Massen von bunten Reitern, weißen Kürassieren, hellblauen Dragonern, rothen Husaren und dunkelblauen Ulanen und mit den Kochfeuern und Rauchwölkchen in ihrer Mitte ein recht originelles kriegerisches Bild darbot.

Eckernförde fanden wir überfüllt mit preußischem Militär. In allen Haushüren standen Blauröcke, die Gasthäuser waren voll Offiziere. Ein Mittagessen zu erobern war äußerst schwierig, fast unmöglich; noch weniger möglich schien es, ein Unterkommen für die Nacht zu finden, doch schaffte die Gastlichkeit eines alten und eines neuen Bekannten in der Stadt für beides Rath. Während ich im Hause des Kaufmanns T. bei Tische saß, brachten preußische Reiter fünf Bursche in Civilkleidern ein, welche mit Stricken aneinander gebunden waren. Ein ungeheures Halloh der Straßenjugend vor dem Fenster und allerlei Stimmengewirr meldete, daß es Spione seien. Ich ging hinaus und erkundigte mich, und mehre fröhliche Gesichter zugleich berichteten, daß Hargesvogt Blaunfeldts Sohn darunter sei. Bald nachher neues Rennen am Fenster vorbei, neues Geschrei: „Auf dem Mühlenberg wird Blaunfeldt erschossen!“ Es war Blaunfeldt senior von Fleckeby gemeint. Man hatte ihn, einen der verhaßtesten der dänischen Vögte in Schleswig, Tags zuvor gefangen eingebracht, von den Bauern angeklagt, eine preußische Husarenpatrouille durch falsche Weisung in die Ge-

fangenschaft der Dänen gesandt zu haben. Andern Angaben zufolge hatte er die Stellung der Preußen zwischen Louisenlund und Missunde ausgekundschaftet und an den Feind verrathen. Jetzt sollte er, so hieß es, den Lohn für solchen Späherdienst erhalten, und das Gerücht hiervon hatte Massen von Soldaten und Volk um die Koppel versammelt, wo die Hinrichtung stattfinden sollte. Indes blieb es bei dem Gerücht, und allmählig verlief sich die Menge. Da gegen vernahm man von zwölf bis gegen drei Uhr eine lebhaft Kanonade von der Gegend Schleswigs her, bei welcher sehr schwere Geschütze engagirt sein mußten. Es war, wie man später hörte, der Artilleriekampf zwischen den Oestreichern und den Dänen am westlichen Ende der Schlei, durch welchen die Batterien der letzteren auf dem Mövenberg und der Freiheit bei Schleswig stumm gemacht wurden.

Nach Tische wurde ein Versuch unternommen, die anderthalb Stunden entfernte äußerste Postenkette der Preußen bei Kosel und Ornum zu besuchen und einen Ueberblick über die dänischen Schanzen bei Missunde und über den Schauplatz des letzten hier stattgehabten Gefechts zu gewinnen. Vergeblich, schon auf der Hälfte des Wegs erfuhr ich, daß die Wachen Civilisten nur in das Dorf Kosel, aber nicht mehr auf den hochgelegenen Kirchhof desselben ließen, und bei Ornum mein Heil zu versuchen, erschien noch weit bedenklicher, nachdem mir ein Eckernförder, dessen Bekanntschaft ich zwischen Altona und Kiel gemacht, und dem ich jetzt zu meiner Freude wieder begegnete, die kaum glaublichen, hier vorläufig nicht mittheilbaren Abenteuer erzählt hatte, welche er in der Macht-sphäre des Majors v. Krohn erlebt.

Nach Eckernförde zurückgekehrt, hörte ich auf dem Kirchhof die letzten Worte der Rede, mit welcher der Feldpater eines westphälischen Regiments einen Kanonier der reitenden Artillerie, welcher in dem Treffen bei Missunde gefallen, ins Grab legte. Der Todte — es war der erste, den ich in diesem Feldzug sah — lag in seinem Soldatenmantel auf einem Bret, eine Stückkugel hatte ihm die ganze rechte Brust eingeschlagen, so daß die Lunge zu sehen war. Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine standen um die offene Grube. Ich hörte die Worte des Geistlichen: „Du, unser Bruder, liegst nicht in fremder Erde, sondern in deutschem Boden und du bist für die Befreiung deutschen Landes gefallen.“ Ein Unteroffizier sah sich nach mir um und sagte, Thränen in den Augen: „Hörten Sie das? Ist das nicht eine schöne Rede?“ Ich nickte und nahm seine Hand. „Ja,“ sagte er, als wir dem Todten seine drei Würfe Erde mitgegeben, „diesmal wird's anders, das mögen Sie glauben. Unsre Prinzen werden sich nicht mißbrauchen lassen, und auch unser König ist der guten Sache gewogner, als die Holsteiner meinen.“

Abends waren wir im großen Saal der „Stadt Hamurg“, wo ein fröhliches Treiben herrschte. Allerlei preussische Uniformen, jüngere und ältere Offiziere

beschäftigten sich mit der Einnahme von Flaschenbatterien, Champagnerpfropfen knallten statt der Kanonenschüsse, Rothwein floß statt des Blutes. Verschiedene Civilpersonen, unter andern Rittmeister Hansen von der ehemaligen schleswig-holsteinischen Armee, Cabinetsrath Tempelkey, Dr. Mahler, Correspondent der National-Zeitung vom Kriegsschauplatz, saßen unter den Herren Militärs, erzählten und ließen sich erzählen. Hauptthema war natürlich noch immer der Angriff auf die missunder Schanzen, der allen Berichten nach nicht die Erstürmung derselben, sondern nur eine Demonstration zur Ablenkung der Aufmerksamkeit des Feindes von der Stelle, wo die Entscheidung gesucht werden sollte, zum Zweck gehabt hatte. Details in Menge wurden berichtet, alle aber vereinigten sich dahin, daß diese jungen Soldaten, die bisher noch keine ernstlich gemeinte Kugel pfeifen gehört und noch kein Schlachtenblut gesehen, sich mit lobenswerther Unerfrodenheit geschlagen und jede ihnen anbefohlene Bewegung trotz des heftigsten feindlichen Feuers mit schulgerechter Präcision ausgeführt hätten. „Superb!“ sagte mir ein entzückter Oberlieutenant, „das stärkste Feuer von den Schanzen — aber wie auf dem Exercierplatz, sage ich Ihnen, wie auf dem Exercierplatz!“

Genommen worden waren die dänischen Werke freilich nicht, und für einen bloßen Stoß nach dieser Seite hin wollten Manchem die preußischen Verluste etwas zu groß vorkommen. Auch sonst regte sich die Kritik in Betreff einzelner Anordnungen. „Wir haben stark verloren,“ hörte ich einen Offizier vom 60. Regiment äußern, „und doch haben wir keinen Schuß gethan, ja den Feind nicht einmal gesehen.“ Ein anderer fand es ärgerlich, daß Batterien, welche nicht zum Feuern gelangt waren, Pferde und Mannschaften eingebüßt hatten, und wollte vor allem die Aufstellung von Geschützen längs der Straße tadeln, da die Dänen die Distanz derselben von ihren Schanzen genau wissen gekonnt. Wieder eine andere Stimme meinte, 74 Kanonen zu einer bloßen Demonstration oder Finte wären ein wenig reichlich, wenn nicht mit losem Pulver geschossen würde. Ich lasse diese Reflexionen dahingestellt und erwähne sie nur beiläufig als leise Schatten in dem Bilde und in der Meinung, daß Offiziere von weiterem Blick als ihn der Subalterne haben kann, vielleicht nichts zu tadeln gewußt hätten.

An Quartier im Gasthof war nicht zu denken. Doch war für mich, wie bereits notirt, anderwärts gesorgt. Die neuen Bekanntschaften setzten sich, als die Gesellschaft im Saal sich nach Mitternacht allmählig verzogen, Stühle zusammen und konstruirten sich aus ihnen, dem Reisefack, der als Kopfkissen dienen mußte, einem Pelz oder einem Mantel, der zum Unterbett ernannt wurde, und einer Decke eine Schlafstätte. Einer der Herren, welcher ein Stübchen mit Bett erlangt, hatte dafür drei Thaler zu zahlen.

5. Februar. Daß Freitage unglückliche Tage sind, wußte ich. An irgend

einem Freitag meines Lebens aber quasi Kriegsgefangener zu werden, hätte ich mir nicht träumen lassen. Doch greifen wir der Entwicklung der Dinge nicht vor.

Aus den Gesprächen der Offiziere vom vorigen Abend und noch mehr aus der Beschaffung der eckernförder Fischerboote in der Richtung von Kappeln, welche nach Einbruch der Dunkelheit stattgefunden, war zu entnehmen, daß am heutigen Tage der Uebergang über die Schlei versucht werden würde, welcher der Uneinnehmbarkeit der Dannwerfstellung ein Ende machen sollte. Diesem Uebergang beizuwohnen und dann der Armee durch Angeln nach Flensburg zu folgen, war für uns kaum möglich. Wir beschloßen daher gestern Abend, heute die Tour nach Wiffunde von neuem zu versuchen, und wenn sie wieder verwehrt sein sollte, uns nach dem rechten Flügel der allirten Armee zu begeben.

Der Morgen war ziemlich rauh, die Tags vorher zu tiefen Rothbächen aufgethauten Straßen waren wieder gefroren, und zu dem Schnee, der rings die Felder bedeckte, fiel in großen Flocken neuer vom Himmel. Es mochte gegen neun Uhr Morgens sein, als wir, zwei eckernförder Bekannte, Dr. Tempelty und ich, die Stadt auf der Straße nach Schleswig verließen. Ein fünfter Begleiter kehrte plötzlich an den letzten Häusern um, entweder weil ihm die Erzählung des Abenteuers, welches unsre beiden Eckernförder mit dem Major v. Krohn gehabt, Bedenken erweckte, oder weil er eine Ahnung von dem hatte, was uns bevorstand. Wir andern mußten bald Halt machen, da uns eine lange Colonne preußischer Truppen und Geschütze entgegenkam, welche die ganze Landstraße füllte. Die kräftigen Gestalten, die blinkenden Pickelhauben und Bajonnete machten den vortheilhaftesten Eindruck. Sehr hübsch puzte der Schnee, der an ihnen haftete, diesen Ausschnitt aus dem eigenthümlichen Bilde eines Winterfeldzugs. Singend und grüßend zogen sie vorüber und verschwanden zwischen den Hecken, welche die Straße nach Kappeln zu beiden Seiten einfassen.

Wir schritten munter in der Richtung von Schleswig weiter, erfuhren in der Nähe von Grasholz, daß jetzt nicht bloß der Zutritt zum Kirchhof von Kosel, sondern auch der Eingang ins Dorf selbst von den Preußen gesperrt, also an einen Absteher in die Nachbarschaft von Wiffunde nicht zu denken sei, und setzten unter diesen Umständen den Weg auf der Chaussee nach Schleswig fort, um den Oestreichern bei Oberselk und Fahrdorf einen Besuch abzustatten.

Zwischen Schnab und Birkensee trafen wir rechts von der Straße ein Lager preußischer Infanterie. Auf einer schneebedeckten Koppel brannten ein paar Duzend Feuer, um welche auf Stroh Gruppen von Soldaten saßen und lagen. Die Gewehre waren zum Theil in Pyramiden zusammengestellt. An einer Stelle schenkte der Marketender Kaffee aus. Wir erfuhren, daß die Truppen schon die dritte Nacht im Freien bivouakirt. Weder die gute Laune noch die Gesundheit der Leute schien darunter gelitten zu haben, dagegen waren die

Knicks, die Koppelthore, die Scheuerpfähle und anderes zur Feuerung verwendbare Eigenthum der benachbarten Höfe übel dabei gefahren.

In Fleckeby, dem nächsten größeren Orte, zeigte man uns links von der Chaussee in einem geschmackvoll gebauten Landhause die bisherige Wohnung des Hardsesvogts Blaunfeldt. Die Vorhänge waren niedergelassen, mehre der Fenster mit Läden geschlossen. Knaben brachten mit Jubelgeschrei die Rudera der weiß und roth angestrichenen Stange geschleppt, auf welcher bisher vor dem Hause zum Aerger der Ortsbewohner der Dannebrog geweht. Weiterhin vor dem Gasthause des Dorfes flackerte ein Feuer. Wir fragten, was es bedeute. Die Antwort der Jungen war: „Blaunfeldt syn dänsche Stang werd afbrennt.“ Es war wirklich so. Ein Mann zersägte emsig die von den Knaben herbeigeschafften Stücke und antwortete, als ich meinte, der große Holzhaufen brauche nicht so verwüstet zu werden und man könne sich drei Wochen lang seine Suppe dabei kochen: von solchem Holz wollte er keine Suppe gekocht haben, und das müßte öffentlich und unter freiem Himmel verbrannt werden „as en Schand und Swinerie.“ Wischte sich drauf den Schweiß mit der verkehrten Hand von der Stirn, schob einen neuen mit Theer getränkten Strohwisch unter die Bruchstücke der Flaggenstange und sägte dann tapfer weiter, als ob es die Verbindung zwischen den Herzogthümern und Dänemark zu zersägen gälte. Der hier stationirte preußische Dragoneroffizier sah dem Autodafé gleichgiltig zu, die Soldaten zündeten sich daran ihre Pfeifen an.

Im Gasthause wurde gefrühstückt. Dann brachen wir auf, um nach dem Rathe des Wirths nicht, wie bis dahin unser Plan, auf der Chaussee bis Fahrdorf, sondern, beim letzten Hause Fleckeby's links abbiegend nach Esprehm und von dort nach Oberselk zu gehen. Der Dragoneroffizier erwiderte auf unsre Frage, ob es erlaubt sei, weiter vorzudringen, das könne er nicht sagen; wir möchten getrost bis zu den letzten Bedetten gehen und sehen, ob die uns durchließen.

Die letzten Bedetten — es waren zwei preußische Dragoner, die beim Chausseehaus von Fleckeby postirt waren — ließen uns ohne Einspruch weitergehen. Wir wanderten, die große Straße verlassend, auf dem von Knicks eingeschlossenen Wege nach Esprehm weiter. Nachdem wir ungefähr vierhundert Schritt zurückgelegt, kam uns ein österreichischer Offizier zu Pferde, hinter dem drei Windischgrätz-Drägoner in weißen Mänteln ritten, entgegen, der uns fragte, wie weit es noch bis Fleckeby sei. Wir erwiderten: einen Büchschuß, und er hatte sonst nichts zu erinnern. Noch etwa vierhundert Schritt weiter erschienen vor uns auf der Höhe des bergan führenden Wegs plötzlich die Bajonnete und Federhüte österreichischer Jäger, erst einige, dann mehr, bis wir endlich inne wurden, daß wir ein ganzes Bataillon vor uns hatten, und daß dem Bataillon ein Regiment Linieninfanterie, eine Batterie und mehre Schwa-

dronen Dragoner folgten, eine Truppencolonne, die sich wie eine lange graue Schlange, von Bajonetten blinkend lautlos zwischen den schneebedeckten Hügeln und über dieselben hinwand. Es war die Brigade Dormus, ein Theil der großen Truppenbewegung von Westen nach Osten, durch welche die Dannewerfstellung umgangen werden sollte.

Nachdem wir an den ersten Jägern vorübergeschritten, begegneten wir einem berittenen Offizier. Derselbe fixirte uns einen Augenblick und fragte dann: „Wo kommen die Herren her?“ — „Von Fleckeby“, war unsere Antwort. — „So bringen Sie“, hieß es darauf, zu unsrer nicht geringen Verwunderung, indem der Offizier sich an einen Korporal wendete, „die Herren dahin, wo die andern sind.“ Der Unteroffizier führte uns, nachdem er zwei Mann hinter uns postirt, in den Zwischenraum zwischen dem Jägerbataillon und dem Musikchor der Linieninfanterie, wo wir vier andere Herren von Civil antrafen, welche ein Stück weiter westlich angehalten und mitgenommen worden waren. Sie lächelten verlegen, als sie unsrer ansichtig wurden, und wußten so wenig wie wir, was das bedeuten sollte. Ich dachte zunächst, man wollte uns als Wegweiser benutzen; denn ich fand, daß die österreichischen Offiziere schlecht mit Karten versehen waren. Dann präsentirte sich aus der Erinnerung das Bild der gestern in Eckernförde eingebrachten Spione, dahinter der Schatten eines schnurrbärtigen Kriegsgerichts und weiterhin ein Sandhaufen. Doch nur für einen Augenblick. Wir hatten, wenn wir gefehlt, jedenfalls unwissentlich gefehlt. In Fleckeby würde man uns — so stellte ich mir die nächste Zukunft vor — in das Gasthaus bringen, uns nach Namen und Herkunft fragen, die schöne sächsische Paßkarte in meiner Brusttasche würde ihre Wirkung thun, auch die Begleiter würden sich ausweisen und man würde uns mit einer Entschuldigung, so respectvolle Leute einen Augenblick angezweifelt zu haben, in Gottes Namen gehen lassen.

Ungefähr das Gegentheil von dem Allem war der Fall. Das Jägerbataillon (es war das 22.) marschirte durch Fleckeby hindurch und bis in die Nähe von Holm, wo es Halt machte, und in eine Koppel ging, um ein paar Stunden zu rasten. Die Infanterie (es war das Regiment Rhevenhüller) blieb in der Nähe von Fleckeby zurück. Uns ließ man mit unsrer Wache auf der Chaussee neben der Koppel stehen, auf welcher die Jäger sich gelagert. Die Wache, die jeden unsrer Schritte im Auge hatte, deutete an, der General werde über uns entscheiden. Ein Offizier, an den sich einer von uns wendete, um ihm seine Unschuld auseinanderzusetzen, erwies sich als der unrechte Ort für solche Appellation. Es wäre freilich etwas unbequem in dem schneidenden Winde lange auf der Straße stehen zu müssen, aber sie hätten seit drei Tagen dergleichen gethan. Es gäbe viele Spione in der Gegend, erst gestern hätten sie etliche erschossen, und man könnte nicht wissen — — übrigens wäre es

zwar recht löblich, wenn die Herren Zuschauer, wie der Frager behauptet, sich durch Wegtragen der Verwundeten bei Gefechten nützlich machen wollten, aber es gäbe auch das Sprichwort: „Wos deinis Amts nicht ist, do loß deinin Vorwig.“ Im weiteren Verlauf seiner Rede setzte der Herr Lieutenant diesem neuen und artigen Sprichwort noch das ebenso neue, artige und tröstliche „Wer sich in Gfobr begiebt, kommt halt dorin um“ passend zur Seite und überließ uns dann unsern Betrachtungen.

Ich gelangte durch dieselbe jezt bald zu dem Resultat, daß man uns nicht als verdächtig, sondern nur deshalb festhielt, damit wir nicht zur Verbreitung der Kunde von der großen Bewegung gegen die mittlere und östliche Schlei beitragen sollten, und nur daß wir über die Vorpostenkette hinausgerathen waren, machte noch einige Sorge. Indeß hatte man uns preußischerseits davon nicht abgehalten, und so sahen wir der Ankunft des gestrengen Herrn Generals weniger mit Bangen, als mit Sehnsucht entgegen. Derselbe ließ jedoch über eine Stunde auf sich warten, und wir hatten inzwischen reichliche Gelegenheit, zwischen den uns umgebenden österreichischen Soldaten und den am Morgen gesehenen preußischen Bataillonen Vergleiche anzustellen. Diese Vergleiche bestärkten entschieden in der frühern Ansicht über die Natur der beiden Heere. Die Preußen erschienen strammer, solider, kerniger, die Oestreicher leichter und beweglicher, die Jäger namentlich fast zuavenhaft. Aber auch noch eine andere Beobachtung drängte sich mehr und mehr auf. Diese österreichischen Jäger, Musketiere und Reiter hatten sehr wenige deutsche Physiognomien unter sich, die Mehrzahl gehörte ganz besonders häßlichen östlichen Ragen an, und wiederholt sah ich Gesichter, die an die Beschreibungen der Hunnen erinnerten, während unter den Preußen und zwar unter Brandenburgern wie Westphalen, nur sehr selten ungermanische Züge, häufig der reinste deutsche Typus und ungemein oft ein selbstbewusstes intelligentes Wesen austraten, welches letztere unter den österreichischen Soldaten unendlich viel seltener zu bemerken war. Unter diesen war der Einzelne weit mehr Glied der Masse des Regiments oder Bataillons, unter den Preußen trotz der Disciplin und der Montur Individuum.

Unsre Geduld war bei dem scharfen Winde, der über die Chaussee herstrich, so ziemlich auf dem Gefrierpunkt angelangt, als endlich der grüne Federbusch des Generals Dormus langsam von Fleckeby her auf uns zukam. Neben ihm ritt ein Adjutant in einem langen ungarischen Pelze, hinter beiden ein preußischer Kürassierlieutenant mit zwei Mann seines Regiments. Ich gehe wohl nicht irre, wenn ich vermuthete, daß jeder von uns acht Herren eine kleine Rede auf der Zunge hatte, kurz, wie sichs dem Militär gegenüber ziemt, wohlstilisirt, über die Personalien des Sprechers vollkommen befriedigendes Licht verbreitend. Aber wie kurz jede dieser Explicationen auch sein mochte, nicht einmal dazu gab uns das grausame Oestreich Gelegenheit. Der General hielt sein Pferd vor uns

an, fragte sich selbst laut: „Wie viele sind's?“ zählte uns mit dem Zeigefinger ab: „Eins — zwei — drei — — acht,“ drehte sich nach dem Kürassierlieutenant um und sagte: „Ich übergebe Sie Ihnen,“ womit dieser Act der Tragikomödie ein Ende hatte.

Unsre Anhaltung war in der Ordnung, aber der Herr General hätte schwerlich gegen die Ordnung und ganz gewiß nicht gegen die Gebote der Humanität gefehlt, wenn er uns mit zwei Worten gesagt, daß die Maßregel eine Nothwendigkeit, keine Strafe sei und daß sie von kurzer Dauer sein werde.

Wir waren jetzt in aller Form Gefangne. Der Lieutenant — er und seine Leute waren vom 4. westphälischen Kürassierregiment — ritt vor, commandirte „Pistol auf!“ zog selbst einen kleinen Revolver aus der Halfter, zeigte ihn uns mit möglichst martialischem Blick und sagte: „Meine Herren, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß meine Leute für den Fall, daß einer von Ihnen Anstalt macht, sich zu entfernen, Befehl haben, auf ihn zu schießen.“ Der möglichst martialische Blick war in Wirklichkeit nicht sehr martialisch. Der Lieutenant — er führte den zarten Namen v. Lilien — war im Gesicht wie Milch und Blut, und mir wollte scheinen, als ob sich unter dem kleinen blonden Schnurrbärtchen eher so etwas wie ein unwillkürliches Lächeln, als der Ausdruck blutdürstiger Energie herumbewege. Urfomisch kam mir daher unsre Situation vor, als wir zwischen den gepanzerten Reitern auf der Chaussee weitermarschirten.

Tausend Schritt von der Stelle, wo General Dormus uns so kurz und bündig abgefertigt, bog der Lieutenant von der Straße nach dem Dörfchen Holm ab. Wir hinterher, die Pistolen der beiden Kürassiere im Rücken. Bei einem der ersten Häuser wurde Halt gemacht. Der Lieutenant stieg ab, führte uns über die mit Stroh bestreute Tenne in die Dörns des Hofbesizers und stellte uns eine Wache an die Thür, welche auf ihr Pistol ein Zündhütchen aufsetzen mußte. Einer der Herrn versuchte mit dem Offizier zu parlamentiren, natürlich ohne Erfolg. Doch erlangten wir von dem letzteren die Zusage, er werde ohne Verzug zu seinem Commandeur Oberstlieutenant v. Schmidt nach Kosel reiten und uns bei demselben melden. Vielleicht gäbe derselbe uns frei. Einen Augenblick waren wir sogar nahe daran, aus der dumpfigen, ärmlichen und ziemlich schmutzigen Bauernstube in die Wohnung des benachbarten Müllers umquartiert zu werden. Einer unsrer Gefährten, ein Herr Rosß, Bruder des Philologen und früher hier als Gutsbesizer angeessen, berief sich auf den Müller, derselbe wurde geholt und erkannte ihn sofort als ehemaligen Nachbar, und der Lieutenant schien nicht abgeneigt, uns zu Herrn Risum (so hieß der Besizer des Mühlenguts) übersiedeln zu lassen. Indes zerschlug sich das Project, ich weiß nicht, woran, der Offizier ritt weg, und als er wieder kam, hatte er zwar unser Befreiungsdecret nicht mitgebracht, wohl aber eine Hiobspost, die um so übler klang, als sie erst wie die Erfüllung unseres zulezt erwähnten Begehrens lautete.

„Es thut mir leid, meine Herren,“ hub der Lieutenant an, „es thut mir sehr leid. Aber ich muß Sie in die Mühle bringen. Es sind noch zwanzig draußen, und die haben hier nicht Raum.“

Wir packten unsre Siebensachen zusammen, folgten dem Offizier vor das Haus und sahen hier wirklich einen ganzen Trupp andere in Haft Genommene. Man führte uns aber dann nicht, wie wir gehofft, in die comfortable Müllerwohnung, sondern in die daneben liegende halbverfallene Wassermühle, wo die Destreicher, die wir kurz vorher von unserem ersten Haftlocale aus in langen Reihen hatten vorüberziehen sehen, uns wieder in Empfang nahmen, uns einen Posten mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonnet vor die Thür stellten und uns im Uebrigen unsern Sternen überließen.

Die Mühle war ein altes Gebäude voller Löcher und Risse. General de Meza mit seiner Scheu vor Zugluft hätte sich bei ihrem bloßen Anblick auf den Tod erkället. Auch die neuen Leidensgefährten waren Anfangs nicht nach unserm Geschmak, und so stiegen wir ursprünglichen Acht, während sie im Erdgeschoß neben dem Triebwerk der Mühle Platz nahmen, nach einer Art Bodenraum hinauf und etablirten daselbst im gewissen Sinne das Oberhaus der Versammlung. Auf dem Boden lag hier ein Haufen Raff d. h. Hülsen von Buchweizengrüße, von den Dachsparren hingen wie lange weiße Bärte Spinnewebe herab, in die sich Mehlstaub gesetzt hatte. Ein schmales Fensterchen ohne Rahmen und Scheiben gewährte Aussicht auf den Hof des Mühlenguts und einen Theil des Dorfes Holm.

Anfangs war das Unterhaus, d. h. die zwanzig unten einquartirten Herrschaften, noch ziemlich hoffnungsvoll, und wiederholt versuchte man mit Hilfe vorübergehender Offiziere Unterhandlungen wegen sofortiger Befreiung anzuknüpfen. Der Müller wurde als Gesandter an den General abgeschickt, um für diesen Zweck zu wirken. Berathungen tumultarischer Art wurden wegen einer Deputation beider Häuser an denselben gepflogen. Alles ohne Resultat, der Herr General, hieß es, habe keine Zeit, weder zum Empfang des Gesandten noch der Deputation.

So kam die Dunkelheit, und jetzt wäre eine Entlassung von wenig Werth gewesen, da sie aller Wahrscheinlichkeit mit einer Arretirung an andrer Stelle geendigt haben würde. Man machte sich daher bereit, eine Nacht hier zuzubringen. Müller Risums Knecht besorgte für Geld und gute Worte einige Schütten Stroh, wie er vorher jedem der Mitglieder des Oberhauses eine Tasse warmen Kaffee besorgt hatte. Als Kopfkissen und Unterbett diente der Haufen Raff, und wenn die Kälte nicht einschlafen ließ, so gab es verschiedene Unterhaltung bis tief in die Nacht hinein. Blickte man unten zur Thür hinaus, so bot sich ein prächtiges Schauspiel. Auf einer Koppel hinter dem Dorfe lagerten die Schwadronen der Windischgrätz-Drager. Hoch loberten die rothen Wacht-

feuer auf dem weiten weißen Schneefelde. Schwarze Schatten umstanden sie in Gruppen. Andere Schattengestalten führten Schattenpferde an ihnen vorbei. Durch das Stimmengewirr des Lagers schmetterte bisweilen ein Signal.

Im Innern unsres Gefängnisses fehlte es auch nicht an Zeitvertreib. Nachdem man sich in sein Schicksal gefunden, herrschte unter den Herren des Unterhauses ungemein viel gute Laune. Ein Seemann aus Kiel spielte bald in Hochdeutsch, bald in Platt den Lustigmacher der Gesellschaft, und manche seiner Possen war in der That recht drollig. Dazwischen ertönte Gesang, erst „Schleswig-Holstein meerumschlungen“, dann von einer empfindungsreichen Stimme, die nicht zu wissen schien, wie komisch sie unter den obwaltenden Umständen wirkte, „Freiheit, die ich meine“, zuletzt gar: „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang“.

Es war inzwischen kälter und immer kälter geworden, und vielen schien es wie mir zu gehen, sie vermochten vor Frost nicht zu schlafen. Doch wurde auch das mit Humor getragen. „Du zitterst ja,“ hörte ich einen Mitleidigen unter mir zu seinem Schlafgenossen im Stroh sagen. „Ach nein,“ war die Antwort. „Ich mache mir blos ein bißchen Bewegung.“ Nach Mitternacht brachten Soldaten einen neuen Gefangenen ein. „Nix da,“ rief ihm einen kräftige Bassstimme entgegen. „Muß erst über ihn ballotirt werden; denn wir sind 'ne geschlossene Gesellschaft“ ein Spaß, den Unter- und Oberhaus mit einem allgemeinen Gelächter approbirte.

So graute endlich der Morgen. Die Gefangenschaft, die man sich bisher als ein ziemlich drolliges, wenn auch etwas zu kühles Abenteuer hatte gefallen lassen, fing an langweilig zu werden. Die Ungewißheit über die Zeit unsrer Losgebung quälte jeden mehr oder minder. Von Toilette machen war nicht die Rede, von dem gewohnten respectablen Frühstück ebenso wenig. Ich hätte von dem, was des Müllers Sorge nach dieser Richtung hin lieferte, da man unten darum ein nicht gerade gelindes Ringen zu bestehen hatte, vermuthlich gar nichts bekommen, wenn der eine Eckernförder nicht die erforderliche Energie für mich mit besessen hätte. So gelang es, eine halbe Tasse schwarzen Kaffee von der zweiten oder dritten Auflage und bald darauf noch einige Schlucke warme Milch zu erbeuten. Habe Dank dafür, Tonis Kruse, mein Kabe, und ebenso für die vier Kartoffeln mit Montur, welche du mir als zweites Frühstück oberfest, und die wir uns mit den Zähnen und Fingern schälten. Sie waren ein sehr willkommenes Gericht, und wir ließen uns ihren Geschmack nicht verbittern, als der Neid uns auf die Schulter klopfte und uns in den Hof hinabsehen ließ, wo sie für den beim Müller einquartirten General einen fetten Truthahn schlachteten und aus dem Küchenwagen die nothwendige Weinbefeuchtung dazu holten.

Anderer Bilder am Fenster waren östreichische Graumäntel, die im Dorfe

umherschlichen, um Holz und gelegentlich einen Braten für ihr Wachtfeuer zu erspähen. Einmal sah ich drei Burschen von der Infanterie ein ganzes Scheunenthor bringen, andere kamen beladen mit Heckpfählen, Giebelbretern und Zaunstecken, zweimal bemerkte ich, wie einer derselben ein Kaninchen einfing und mit einem Schlag ins Genick tödtete. Den Bauer Littjens, bei dem wir zuerst einquartiert gewesen, hatten sie alles Holzwerk, was nicht niets- und nagelfest, aus seinem Gehöft entführt, und auch von dem Geflügel des Dorfes soll manches Stück verschwunden sein. Werfen wir deshalb nicht zu große Steine auf die guten Jungen. Erstens steckt dem österreichischen Soldaten der Landsknecht noch mehr oder minder in den Gliedern. Dann waren die Leute meist aus Gegenden gebürtig, wo die Begriffe von Mein und Dein noch in der Abklärung begriffen sind und die Menschheit überhaupt noch mit der Selbstorientierung beschäftigt ist. Ferner ist zu beachten, daß diese Ruthenen, Slowaken, Kumanier u. s. w. jedenfalls der Ansicht waren, in Feindesland zu sein. Endlich und vor allem entschuldigte diese kleinen Plünderungen die starke Kälte, die das Campiren im Freien sehr unbequem machte. „Schaun's, Noth bricht halt Eisen“, würde unser artiger und sprichwörterreicher Lieutenant von gestern Mittag sich über die Sache ausgedrückt haben.

Wiederholt waren Ordonnanzen und Adjutanten auf den Hof gesprengt und hatten Meldungen für den General gebracht. Mehrmals hieß es, jeden Augenblick sei das Alarmsignal zu erwarten. Die Dragoner im Lager draußen auf der Koppel hielten ihre Pferde gesattelt. Auch in unserm Gehöft bereitete man sich offenbar zum Aufbruch vor. Plötzlich — es war gegen elf Uhr — sprengte ein preußischer Dragoneroffizier auf den Hof und rief den Östreichern zu: „Die Preußen sind über die Schlei gegangen, die Dänen haben das Dannewerk geräumt.“

Das war eine doppelt frohe Botschaft. Sie bedeutete die Befreiung Schleswigs und zugleich die unsere. Eine kleine halbe Stunde noch — der General war vermuthlich gerade über dem Truthahn und so ohne Zeit für uns — dann wurde die Wache von unsrer Thür weggezogen, und nach weiteren zehn Minuten erschien der General, ein großer, wohlgenährter, gutmüthig aussehender Herr auf dem Hofe, um uns zu entlassen, was er vermöge einer kleinen Rede that. „Es thut mir leid, meine Herren,“ begann er, daß ich S' hab' einsperren müssen. Allein 's ist halt so Kriegsgebrauch, und vielen andern auf der ganzen Linie ist's nicht besser ergangen.“

Letzteres war vollkommen richtig; denn in Fleckeby hatte man ebenfalls gegen dreißig Civilpersonen faßirt, und in Kosel sowie bis nach Kappeln hin waren gleiche Maßregeln verfügt und vollzogen worden.

Man fragte, was für Fortschritte die Östreicher in den letzten Tagen gemacht und erhielt Auskunft. Es wären verschiedene Vorwerke der dänischen

Hauptstellung bei Schleswig genommen, eine kleine Schanze, der Königshügel bei Oberfeld, doch hätten die Truppen auch beträchtliche Verluste — der General sprach von 519 Mann — dabei erlitten.

Auf unsre Erkundigung, wohin wir jetzt gehen sollten, lautete die Antwort: „Wohin Sie wollen. Dahin, dorthin, jetzt alles einerlei. In einer Stunde breche ich nach Missunde auf, und wenn Sie wollen, können Sie mir folgen.“

Wir ursprünglichen vier, die am Morgen zusammen von Eckernförde aufgebrochen waren, zogen es vor, das erlöste Schleswig aufzusuchen. Die meisten Uebrigen schienen des Feldzugs überdrüssig zu sein und sich sobald als möglich über Eckernförde in die Heimath zurückbegeben zu wollen. Die Nacht in der Mühle war in der That geeignet gewesen, Wißbegier und Enthusiasmus abzufühlen. Dennoch konnte sich die Gesellschaft nicht auflösen, ohne daß eine gute Seele unter den Befreiten dem General ein Hoch ausbrachte, in welches die Mehrzahl mit Hüteschwenken einstimmte. Nicht gerade erfreulich, aber nicht zu verwundern. So sind die Deutschen! So im Großen wie hier im Kleinen! so auch in der schleswig-holsteinischen Sache!

## Beethoven und die Ausgaben seiner Werke.

Beethovens Werke, in der Ausgabe von Breitkopf und Härtel.

### 3.

Wer mit dem Worte philologische Kritik eine dunkle Vorstellung von stäubigen Pergamenten und alten Drucken, von einem Wust unnützer Lesarten, von unerquicklicher Wortklauberei und Silbenstecherei verbindet, wer es als die Arbeit der philologischen Kritik ansieht, um die Werke der Poesie und Kunst eine Stachelhecke zu ziehen, welche den Zugang zu denselben erschwert und ihren Genuß stört — dem wird nicht gerade behaglich bei dem Gedanken werden, daß diese Kritik nun auch mit Beethoven sich zu schaffen machen soll. Mancher, der glimpflicher denkt, wird doch Zweifel darüber hegen, was denn bei den Werken eines Componisten, der noch in die heutige Generation hineinragte und seine Werke selbst herausgegeben hat, für die Kritik Erhebliches zu thun sei, und was ein weitschichtiger Apparat von Handschriften und Ausgaben nützen könne. Hier darf man an das naheliegende

Grenzboten I. 1864.